

## Aspekte und Perspektiven des Gemeindeaufbaus aus freikirchlicher Sicht

### 1. Landeskirchlicher und freikirchlicher Gemeindeaufbau – eine Alternative?

Gibt es überhaupt Unterschiede oder gar eine Alternative zwischen landeskirchlichem und freikirchlichem Gemeindeaufbau? Haben wir nicht weitgehend mit denselben Rahmenbedingungen und Schwierigkeiten zu tun? Arbeiten wir nicht mit ähnlichen Gemeindeaufbaumodellen, und verwenden wir nicht die gleiche Gemeindeaufbauliteratur? Auffallend ist jedenfalls, dass es eine Vielzahl von Parallelen zwischen den Veröffentlichungen landeskirchlicher und freikirchlicher Prägung gibt; man hat offensichtlich voneinander gelernt, auch wenn man es nicht immer offen zugibt.<sup>1</sup> In der Tat fällt eine saubere Unterscheidung zwischen landeskirchlichem und freikirchlichem Gemeindeaufbau schwer, selbst wenn man als Freikirchler dezidiert landeskirchlich argumentierende, vor allem auf Taufe und Gottesdienst zielenden Arbeiten zum Gemeindeaufbau wie die des Heidelberger Praktischen Theologen Christian Möller zu Rate zieht.<sup>2</sup> Aber es macht doch Sinn, von unterschiedlichen Akzentsetzungen oder Chancen und Möglichkeiten zu reden, denn zumindest von der empirischen Untersuchung gelebter Religion her ergibt sich eine interessante Differenzierung, die man et-

<sup>1</sup> *Christian Grethlein* bestätigt in seinem Artikel »Freikirchen II. Praktisch-theologisch« in der vierten Auflage der RGG diesen Eindruck, wenn er feststellt: »Angesichts der offenkundigen Probleme der sog. volksskirchl. Situation treten von den F. angestrebte Formen kirchl. Organisation seit dem Ende des 19. Jh auch in das Blickfeld ev.-landeskirchl. Theologen. Nicht wenigen Pfarrern und Pfarrerinnen schien und scheint die Situation in den volksskirchlichen Verhältnissen Deutschlands nach Reformen zu rufen« (Sp. 326). Grethlein benennt als Punkte, in denen Landeskirchen von Freikirchen lernen können unter anderem: die Frage nach der Bedeutung des Bekenntnisses zu Christus als Grund der Mitgliedschaft, Anonymität versus Gemeinschaft in den Kirchengemeinden, die Rolle der Laienmitarbeit und der Beteiligung der Gemeinde am Gottesdienstgeschehen und nicht zuletzt die Frage der Finanzierung.

<sup>2</sup> Vgl. *Christian Möller, Lehre vom Gemeindeaufbau*, Bd. 1 und 2, Göttingen 1987 (31991) und 1990. *Ders., Gottesdienst als Gemeindeaufbau. Ein Werkstattbericht*, Göttingen 1988.

was grob den Begriffen Landeskirche oder auch Volkskirche auf der einen Seite und Freikirche auf der anderen Seite zuordnen kann. In der von Alfred Dubach und Roland J. Campiche 1993 herausgegebenen religionssoziologischen Studie aus der Schweiz, »Jede/r ein Sonderfall?«<sup>3</sup> wird darauf hingewiesen, dass die Kirchen heute in unserem gesellschaftlichen Umfeld vor einer Alternative stehen. Entweder sie stärken ihre Organisationsstrukturen in der Gesellschaft, oder sie besinnen sich mehr auf ihren Gemeinschaftscharakter im persönlich-kommunikativen Sinn. Die Studie spricht in diesem Zusammenhang von einem »organisationsstrategischen Dilemma«, in dem sich die Kirchen befinden. Wollen sie ihre gesellschaftliche Position ausbauen und damit ihren Einfluss auf die Gesellschaft erhöhen, müssen sie den institutionellen Charakter der Kirche festigen. Geht es ihnen dagegen stärker um ihr Wesen als Gemeinschaft und um die Motivation und Verbundenheit ihrer Mitglieder, verlieren sie unweigerlich gesellschaftliche Einflussmöglichkeiten und vermutlich auch viele der nicht hochverbundenen Mitglieder.<sup>4</sup> Eine Lösung dieses Dilemmas kann die Studie nicht bieten. Vielmehr bleibt sie bei der mit Schärfe gestellten Frage stehen, wie sich in der Kirche »organisationsstrategisch gleichzeitig zwei Ziele verwirklichen (lassen): Einflusserhaltung und -entfaltung durch Organisation einerseits und religiöse Produktion (an der Basis) andererseits? Wie lässt sich der Zwang zur Organisation mit den Lern- und Lebensmöglichkeiten des Glaubens in Einklang bringen? Beide Prozesse setzen unterschiedliche Strukturen voraus, deren Konstitutionsprinzipien miteinander unvereinbar sind«<sup>5</sup>. Für die Freikirchen läge nun nahe, aus dieser Analyse für ein derart kommunikatives und personenbezogenes Handeln wie den Gemeindeaufbau die Schlussfolgerung zu ziehen: Wer Gemeindeaufbau im Raum der Freikirche treiben möchte, wird auf eine Stärkung des Gemeinschaftscharakters hinarbeiten und muss den damit verbundenen gesellschaftlichen Einflussverlust hinnehmen. Die Frage ist allerdings, ob die hier gestellte soziologische Alternative für die christliche Gemeinde, die durch das Geschehen von Sammlung und Sendung gekennzeichnet ist, wirklich unvermittelbar ist.<sup>6</sup> Oder geht es nicht eher darum, beide Momente, das Gemeinschaftliche und das Institutionelle, in einer dem

<sup>3</sup> Jede/r ein Sonderfall? Religion in der Schweiz, hg. von Alfred Dubach / Roland Campiche, Zürich/Basel<sup>2</sup> 1993.

<sup>4</sup> A. a. O., 166f. Ähnlich Franz-Xaver Kaufmann, Kirche begreifen, Freiburg 1985, 33: »Insoweit Kirche als ›Organisation‹ erfahren wird, bietet sie keine Identifikationschancen mehr, wie sie als Voraussetzung einer Weitergabe ihrer Werte notwendig wären. Religiöse Motivationen können vermutlich nur in ›gemeinschaftlichen‹, nicht in ›gesellschaftlichen‹ Sozialbezügen tradiert werden.«

<sup>5</sup> Jede/r ein Sonderfall?, a. a. O., 170.

<sup>6</sup> Die Begriffe Sammlung und Sendung sind nicht im chronologischen (erst die Sammlung, dann die Sendung), sondern im komplementären Sinne (gleichzeitig und sich gegenseitig ergänzend und stützend) zu verstehen.

Evangelium gemäßen, realitätsgerechten und für die Tradition der jeweiligen Kirche spezifischen Weise auszubalancieren?<sup>7</sup> Ganz abgesehen davon, dass die soziologische Sicht die Wirklichkeit der Kirche nur begrenzt wahrzunehmen vermag, wie zum Beispiel der Praktische Theologe Manfred Josuttis gegenwärtig zu sagen nicht müde wird.<sup>8</sup> Eröffnen sich hier eventuell Chancen der Zusammenarbeit zwischen Landeskirchen und Freikirchen? Könnte sich die institutionelle Stärke der Landeskirchen mit der Mitgliederverbundenheit in den Freikirchen gegenseitig hilfreich ergänzen – ohne dass natürlich die Landeskirchen auf das institutionelle und die Freikirchen auf das persönlich-kommunikative Moment reduziert werden können? Davon wird später noch einmal die Rede sein.

Bevor wir im Folgenden einige freikirchliche Akzente des Gemeindeaufbaus vorstellen, noch eine wichtige Klärung. Der Begriff Freikirche ist kein geschützter Begriff. Freikirchen nennen sich sowohl verfasste Kirchen, die in Deutschland den Status einer Körperschaft des Öffentlichen Rechts besitzen, als auch einzelne Gemeinschaften, die relativ autonom in ihrer Ortsgemeinde christlichen Glauben und christliches Leben gestalten. Wenn wir in unserem Zusammenhang von »Freikirchen« oder »freikirchlich« sprechen, haben wir vor allem die Kirchen und Gemeinschaften im Blick, die sich 1926 zur Vereinigung Evangelischer Freikirchen zusammengeschlossen haben. Ihnen ist bei aller Ausdifferenzierung gemeinsam, »dass die meisten Gemeindemitglieder regelmäßige Gottesdienstbesucher sind, sich stark mit ihrer Ortsgemeinde identifizieren und die Gemeindefarbeit nicht durch eine Kirchensteuer, sondern durch freiwillige Spenden finanzieren. In die Gemeinde kann nur derjenige aufgenommen werden, der seinen persönlichen Glauben an Jesus Christus bekennt und bereit ist, sein Leben in der Nachfolge Jesu zu führen«<sup>9</sup>. Innerhalb dieser Kirchenfamilie beziehen wir uns natürlich vor allem auf die Kirche, in der wir selbst leben und arbeiten, auf die Evangelisch-methodistische Kirche.

<sup>7</sup> Vgl. *Hans-Martin Niethammer*, Die Kirche und die Kirchen. Volkskirche und Freikirche zwischen Institution und Organisation, in: *Pastoraltheologie* 87, 1998, 347–354, 352: »Es scheint mir offensichtlich, daß sie (sc. die Kirchen, die Vf.), egal um welche Kirchenform es sich handelt, das spannungsvolle Ineinander von Institution und Organisation, das ihre soziale Gestalt in der Gegenwart kennzeichnet, werden akzeptieren müssen. Es läßt sich nicht nach einer Seite auflösen. Es lassen sich höchstens unterschiedliche Schwerpunkte denken und damit auch besondere Gefahren.«

<sup>8</sup> Vgl. *Manfred Josuttis*, *Petrus, die Kirche und die verdammte Macht*, Stuttgart 1993, 137: »Menschen, die von Gottes Macht in ihrem Leben spürbar ergriffen sind, benötigen keine politische Gewalt und keine privilegierte Position, um bei anderen zu wirken.«

<sup>9</sup> *Freikirchenhandbuch. Informationen – Anschriften – Texte – Berichte*, hg. von der *Vereinigung Evangelischer Freikirchen*, Wuppertal 2004, 7.

## 2. Freikirchliche Akzente des Gemeindeaufbaus

### 2.1 Gemeindeaufbau als Ausdruck erfahrener und gelebter Gnade

In den Freikirchen wird – wie in den Landeskirchen – die Gnade Gottes betont, die der gesamten Schöpfung gilt. Wir möchten dies am Beispiel der Theologie John Wesleys aufzeigen, die sich als eine Theologie der Gnade versteht. Sie bleibt es auch dort, wo der Mensch in seiner Verantwortung Gott und der Welt gegenüber angesprochen und zum Handeln aufgerufen wird. Auch wenn Wesley von sich selbst wahrhaft viel erwartete und seinen Mitstreitern völlige Hingabe an die gemeinsame Aufgabe – wie er sie formulierte –, »Seelen zu retten und Heiligung über die Lande zu verbreiten« abverlangte, konnte er den Menschen nie anders sehen als unter der Gnade Gottes stehend, und zwar in dreierlei Weise:

- den gottfernen und vom missionarischen Gemeindeaufbau zu erreichenden Menschen unter der *vorlaufenden* Gnade Gottes: Die Gnade Gottes ist es, die in einem Menschen das Sehnen nach Gott und seinem Heil überhaupt erst in Herz und Verstand gibt;
- den Heil suchenden und in Christus auch findenden Menschen im Wirkungskreis der *rechtfertigenden* Gnade Gottes: Gottes Gnade ist es, die den Menschen angesichts von Sünde und Schuldverstrickung rechtfertigt und zu einem neuen Leben erneuert;
- den Christen, der sich in den Leib Christi hat eingliedern lassen als unter der *heiligenden* Gnade Gottes stehend: Sosehr der Mensch bei seiner Verantwortung gegenüber Gott und den Menschen behaftet wird, wird das Leben in fortschreitender Heiligung doch ganz in der Abhängigkeit vom gnädigen Handeln Gottes gesehen.

Wesley betonte die freie Gnade Gottes als *prima causa* und *causa continua* der methodistischen Erweckungsbewegung seiner Zeit: Vorlaufende, rechtfertigende und heiligende Gnade Gottes sei es, die in einem Menschen diese Veränderungen bewirke, welche die frühen Methodisten mit dem Bild des »Heilswegs« beschrieben. Insofern wird Gemeindeaufbau in der Tradition unserer Freikirche als Ausdruck erfahrener und dann auch »gelebter Gnade« verstanden, wie nicht von ungefähr die von Walter Klaiber und Manfred Marquardt verfasste »Theologie der Evangelisch-methodistischen Kirche« betitelt ist. Wenn methodistische Theologie auch heute als Gnadentheologie verstanden, verwirklicht und verantwortet werden soll, muss sich dies auch in der Art und Weise ausdrücken, wie Gemeindeaufbau und alle dabei beteiligten Menschen gesehen werden. Das bedeutet wiederum dreierlei:

- Gemeindeaufbau unter dem Vorzeichen der Gnade setzt nicht bei der Aufgabe, sondern bei der Gabe an. Wir müssen uns daran erinnern lassen, über die Gnade Gottes zu staunen: *So sehr hat Gott die*

*Welt geliebt ...!* Wir können naturgemäß Staunen nicht erzwingen, aber einander den Blick dafür öffnen: Was wir sind als Einzelne, als Gemeinde und Kirche, sind wir durch Gottes gnädige Zuwendung. Das ist für den Gemeindeaufbau Entlastung und Ansporn zugleich.

- Gemeindeaufbau unter dem Vorzeichen der Gnade ist geprägt vom »Optimismus der Gnade« (Gordon Rupp): Jeder Mensch ist ein geliebtes Geschöpf Gottes, dem seine Gnade gilt und mit dem Gott möglicherweise Großes vorhat. Gerade im Bedürftigen, Hilfe suchenden Menschen will Gott uns begegnen, damit wir gemeinsam nach dem fragen, was »heil werden« für uns heute bedeutet.
- Gemeindeaufbau unter dem Vorzeichen der Gnade findet sich nicht mit »Gnadenlosigkeiten« in Gemeinde, Kirche und Gesellschaft ab, sondern müht sich um Abhilfe. In der Gemeinde Jesu Christi dürfen nicht die gleichen Regeln gelten wie in der »Welt«. Weil sie sich vom Neuen Testament her als »Kontrastgesellschaft«<sup>10</sup> versteht, ist die Gemeinde beauftragt, auf ein gelingendes Miteinander nach innen und außen hinzuwirken, das vom Geiste der Gnade Gottes geprägt ist. Dies gilt, um nur ein Beispiel zu nennen, im Blick auf die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden, Ehrenamtliche wie Hauptamtliche: Wir dürfen sie nicht »verheizen«, sie sind uns als kostbare Gabe anvertraut, die es Wert zu schätzen, zu pflegen und zu fördern gilt.

## 2.2 Persönlicher Glaube und Heilsgewissheit

In den Freikirchen ist man sich darüber einig, dass Gottes Liebe dem Einzelnen gilt, wenn auch nicht ihm allein.<sup>11</sup> Freikirchliche Verkündigung und Seelsorge zielt darauf, dass Gottes Gnade den Menschen bekannt gemacht und immer wieder erinnert wird. Gemeinsam haben die Freikirchen auch die Überzeugung, dass Gottes gnädige Zuwendung zum Menschen erst durch ihre individuelle Bejahung beziehungsweise durch die persönliche Erfahrung ihrer lebensveränderten Macht dazu führt, dass ein Mensch in die Nachfolge Jesu Christi tritt und somit Christ wird.<sup>12</sup> Nicht nur im freikirchlichen Bereich wird davon gesprochen, dass jede Nachfolge Christi mit einem ersten Schritt beginnt. In seinem Buch »Nachfolge« hält Dietrich Bonhoeffer fest: »Nachfolgen heißt, bestimmte Schritte tun. Bereits der erste Schritt, der auf den Ruf hin erfolgt, trennt den Nachfolgenden von seiner bisherigen Existenz.

<sup>10</sup> Gerhard Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt?*, Freiburg/Basel/Wien, Neuausgabe 1993, 142ff.

<sup>11</sup> Ein Heilsindividualismus wird generell abgelehnt.

<sup>12</sup> Vgl. die Einsicht Tertullians (*Apologeticum*, 18): »Fiunt non nascuntur Christiani« – Christ wird man, man ist es nicht von Geburt an. Zitiert nach: *Katechese in veränderter Zeit*, hg. vom *Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz*, Bonn 2004, 14.

So schafft sich der Ruf in die Nachfolge sofort eine neue Situation ... Mit dem ersten Schritt ist der Nachfolgende in die Situation gestellt, glauben zu können ... Der Weg zum Glauben geht durch den Gehorsam gegen den Ruf Christi. Der Schritt wird gefordert, sonst geht der Ruf ins Leere, und alle vermeintliche Nachfolge ohne diesen Schritt, zu dem Jesus ruft, wird zur unwahren Schwärmerei ... Es muß ein erster Schritt des Gehorsams gegangen werden, damit Glauben nicht frommer Selbstbetrug ist, billige Gnade werde. Es liegt an dem ersten Schritt. Er ist von allen folgenden qualitativ unterscheiden.«<sup>13</sup>

Im Lauf der Kirchengeschichte wird spätestens seit dem (holländischen) Pietismus in der Verkündigung und kirchlichen Praxis zwischen »Bekehrten« und »Unbekehrten« unterschieden – verknüpft mit der Forderung, dies müsse Auswirkungen auf die Verkündigung und Aneignung des Evangeliums haben. Der Liederdichter und spätere Professor in Utrecht und Bremen Friedrich Adolf Lampe (1683–1729) schrieb: »In allen unseren Predigten haben wir zwei große Haufen von Zuhörern, die so weit voneinander unterschieden sind wie Licht und Finsternis und darum unmöglich auf dieselbe Weise angeredet werden können, nämlich Sünder und bekehrte Christen. Letzte verdienen allein den Namen von Christen«<sup>14</sup>. Im ausgehenden 20. Jahrhundert ist die evangelistische Aufgabe häufig so beschrieben worden, wie wir bei Fritz und Christian Schwarz lesen können: »Evangelisation ist Bezeugung des Evangeliums, die auf Bekehrung zu Jesus und gleichzeitig auf Hinwendung zu Schwestern und Brüdern zielt.«<sup>15</sup> Was die beiden landeskirchlichen Autoren sagen, klingt typisch freikirchlich. Hier geht es offenbar nicht nur um persönliche Glaubensgewissheit, sondern auch um die soziale Gestaltwerdung des Glaubens in Form einer Gemeindegliederbindung, ohne die eine Nachfolge Christi im Sinne des biblischen Gesamtzeugnisses kaum denkbar erscheint. In den Freikirchen wurde und wird Bekehrung gerne als die Außenseite und Wiedergeburt als die Innenseite des göttlichen Handelns beschrieben, in das sich der Mensch hineingibt und ihm nach Vermögen antwortet. Durch die Wirkung des Geistes Gottes, der im Glaubenden die Gotteskindschaft bezeugt (Römer 8,16), kommt es zur Heilsgewissheit.

In jüngerer Zeit ist wiederholt darauf hingewiesen worden, die geistlichen Bedürfnisse von »Suchenden« und »Glaubenden« zu unterscheiden und daraus Konsequenzen für Verkündigung und Gottesdienstgestaltung zu ziehen. Die so begründete Forderung nach einem »zweiten Programm« wird in nicht wenigen freikirchlichen Gemeinden aufgenommen, während andere Gemeinden die Einheit des Leibes Christi betonen und zielgruppenorientierten geistlichen Angebotsformen skeptisch gegenüberstehen.

<sup>13</sup> *Dietrich Bonhoeffer*, Nachfolge, München 1961, 33ff.

<sup>14</sup> Zitat bei *Paulus Scharpff*, Geschichte der Evangelisation, Frankfurt a.M. 1964, 35.

<sup>15</sup> *Fritz Schwarz / Christian A. Schwarz*, Theologie des Gemeindeaufbaus, Neukirchen-Vluyn<sup>3</sup>1987, 81.

tisch gegenüber stehen. Gemeinsam dürfte das Grundanliegen sein: Freikirchlicher Gemeindeaufbau möchte Bedingungen schaffen, dass Menschen persönliche Glaubenserfahrungen machen und sich ihres Heils in Christus gewiss werden. Dabei müssen freilich die Grenzen des Menschenmöglichen beachtet werden: Die Unterscheidung von Bekehrten und Unbekehrten ist theologisch alles andere als leicht zu fassen und hat kirchengeschichtlich neben manch Hilfreichem (Ernstnehmen der Befindlichkeit der Menschen, speziell auf »Suchende« ausgerichtete Veranstaltungsformen) auch Problematisches hervorgebracht (zum Beispiel geistliche Überheblichkeit der »Bekehrten«, sozialer Druck, bei Evangelisationsveranstaltungen »nach vorne zu gehen«).

### 2.3 Gemeinschaft und Verbundenheit

Christliche Gemeinschaft wird von jeher in den Freikirchen in besonderer Weise betont und gepflegt. So heißt es beispielsweise in der Ordnung der Vereinigung evangelischer Freikirchen: »Sie (sc. die Freikirchen, die Vf.) verstehen die Kirche bzw. Gemeinde Jesu Christi als Gemeinschaft der Gläubigen, geschaffen durch das Wort Gottes und gestaltet als Lebens- und Dienstgemeinschaft im Sinne des Priestertums aller Gläubigen.«<sup>16</sup> Noch pointierter formuliert es Dietmar Lütz, wenn er die Gemeinschaft der Gläubigen als »Fundamentalsakrament« der Freikirchen bezeichnet. Er schreibt: »Gemäß dem Wort Jesu, ›wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen‹, konstituiert sich der Leib Christi für die Freikirchen überall dort, wo Glaubende sich im Namen Jesu zusammenfinden. Die Realpräsenz Christi, die aus dieser Verheißung geglaubt wird, ist freikirchlicherseits konstitutiv für das Kirchesein ...«<sup>17</sup> Die Begriffe Sakrament und Realpräsenz weisen darauf hin, dass es sich dabei um eine Gemeinschaft handelt, die in der Verbundenheit mit Jesus Christus und in der Teilhabe an seinem Tod und seiner Auferstehung gründet, und nicht nur in einem gegenseitigen Sich-Sympathisch-Finden. Die Evangelisch-methodistische Kirche versteht sich als eine Gemeinschaft der »Suchenden und Glaubenden«<sup>18</sup>, die einerseits auf das Bekenntnis des Glaubens und das Versprechen der Mitarbeit in der Gemeinde Wert legt, sich andererseits aber bewusst ist, dass solche Beteiligung nicht erzwungen werden kann und dass in der Gemeinde

<sup>16</sup> Freikirchenhandbuch. Informationen – Anschriften – Texte – Berichte, a.a.O., 141.

<sup>17</sup> Dietmar Lütz, Volkskirche oder Freikirche? Plädoyer für das »System Freikirche«, in: *Una Sancta* 59, 2004, 216–224, 221.

<sup>18</sup> Berufen – Beschenkt – Beauftragt. Das evangelisch-methodistische Verständnis von Kirche, hg. von der Theologischen Kommission des Europäischen Rates der Evangelisch-methodistischen Kirche, Emk heute 68, Stuttgart/Zürich 1991, 22ff.

auch Raum sein muss für Menschen, die noch oder wieder neu auf der Suche nach Sinn, Liebe und Wahrheit sind.<sup>19</sup>

In einer Gesellschaft, die sich postmodern und multikulturell nennt, ist es nicht leicht, Gemeinschaft zu gestalten und zu leben, denn es ist ein Kennzeichen der so genannten Postmoderne, dass die verbindenden Werte und Normen in Auflösung begriffen sind.<sup>20</sup> Der gesellschaftliche Kitt, die gemeinsamen Überzeugungen und Ziele, bröckelt ab. Was dem einen noch selbstverständlich ist, ist der anderen längst fremd geworden. So entsteht eine »Gesellschaft von Fremden«<sup>21</sup>. Es kommt zunehmend zu einem Nebeneinander von Individuen, die ihr je eigenes Leben individuell konstruieren und dabei aus ganz unterschiedlichen Traditionen schöpfen. Auf diesem Hintergrund hat in den letzten Jahren die Trinitätslehre an Bedeutung gewonnen.<sup>22</sup> In einer Gesellschaft, in der immer mehr Menschen durch immer Weniger miteinander verbunden sind, ist das Modell des Gottes in Gemeinschaft überlebenswichtig. Der dreieinige Gott ist dadurch charakterisiert, dass er ein in die Geschichte der Menschen und der ganzen Schöpfung hinein verstrickter Gott ist. Der dreifaltige Gott, wie ihn die biblische Tradition offenbart, ist in sich selbst Gemeinschaft und sucht daher auch Gemeinschaft mit seinen Menschen und stiftet Gemeinschaft unter den Menschen. Wir werden von Gott in das Geheimnis des göttlichen Gesprächs mit hinein genommen und werden so auch füreinander gesprächsfähig und gesprächswillig.

Nun wollen wir natürlich nicht behaupten, dass die Freikirchen diese Gemeinschaft für sich gepachtet hätten. Das würde gerade dem von der Trinitätslehre inspirierten umfassenden Gemeinschaftsbegriff widersprechen. Auf der anderen Seite sind wir doch davon überzeugt, dass die Freikirchen Strukturen bieten, in denen sich Gemeinschaft in besonderer Weise verwirklichen lässt. Das hängt zum Beispiel damit zusammen, dass Freikirchen Grenzen überschreitende und national unabhängige Kirchen sind. So ist die Evangelisch-methodistische Kirche eine internationale, weltweite Kirche, die von ihren vielen multikulturellen Beziehungen geprägt ist und lebt. Freikirchen können – zumindest von ihrem Selbstverständnis her – flexibel und reaktions-

<sup>19</sup> Vgl. dazu *Walter Klaiber / Manfred Marquardt*, *Gelebte Gnade. Grundriß einer Theologie der Evangelisch-methodistischen Kirche*, Stuttgart 1993, besonders 317–319.

<sup>20</sup> Zum umstrittenen Begriff der Postmoderne vgl. unter anderem *Jean F. Lyotard*, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, hg. v. *Peter Engelmann*, Wien <sup>3</sup>1994; *Wolfgang Iser*, *Unsere postmoderne Moderne*, Berlin <sup>5</sup>1997, besonders 1–43.

<sup>21</sup> *Claus Leggewie*, *multi kulti. Spielregeln für die Vielvölkerrepublik*, Berlin <sup>3</sup>1993, XIII.

<sup>22</sup> Auf eine Auswahl von neueren Veröffentlichungen zur Trinitätslehre weist *Christoph Schwöbel*, *Die Suche nach Gemeinschaft. Gründe, Überlegungen und Empfehlungen*, in: *Die Kirche als Gemeinschaft*, LWB-Dokumentation 42, hg. vom *Lutherischen Weltbund Genf*, Stuttgart 1998, 205–260, 256f hin.



schnell auf gesellschaftliche Veränderungen wie die beschriebenen reagieren. Die Gefahr der Betonung des Gemeinschaftscharakters ist die Absonderung von Gesellschaft und Welt. Dieser Gefahr sind die Freikirchen und sind Gemeinschaften mit freikirchlicher Struktur innerhalb der Landeskirchen manches Mal erlegen. Wenn es freilich der dreieinige Gott ist, der uns in, mit und unter den Begegnungen in der Gemeinschaft nahe kommt, dann wird er selbst dafür sorgen, dass wir nicht nur unter uns bleiben. Dass wir uns vielmehr – wie er selbst – aufmachen hin zu den Menschen, die unserer Hilfe und Gemeinschaft bedürfen.<sup>23</sup>

## 2.4 Beteiligung und Dienst

Freikirchen sind Beteiligungskirchen. Mit den anderen evangelischen Kirchen teilen die Freikirchen das Verständnis des Priestertums aller Gläubigen. Es ist typisch für ein freikirchliches Selbstverständnis, dass der Begriff und die Funktion des Amtes vom neutestamentlichen Wort *διακονία* (Dienst) hergeleitet werden. Jede kirchliche Hierarchie, also Herrschaft im Bereich des Heiligen, wird prinzipiell abgelehnt. Die Gemeindeglieder sind einander – wenn es denn recht zugeht und sich nicht einzelne Machtinteressen in den Vordergrund stellen – in Geschwisterlichkeit zugeordnet. Ihnen sind je individuelle Gnadengaben geschenkt, die sie nun aber nicht individualistisch, sondern im Dienst für Gemeinde und Welt einsetzen. Besondere, gar ordinierte Ämter brauchen aber auch die Freikirchen, um – wie die Evangelisch-methodistische Kirche in einer Grundsatzschrift zu dieser Frage programmatisch formuliert – »in all ihren Gliedern handlungsfähig (zu bleiben) und ihre Aufträge zu erfüllen«. Diese besonderen Ämter sind aber »keine Berufungen, die die anderen Glieder arbeitslos machen würden, weil hier von ordinierten Amtsträgern übernommen wird, was die anderen nicht tun dürften. Die besonderen Dienste sollen vielmehr die Glieder der Kirche zurüsten ›zum Werk des Dienstes‹ (Epheser 4, 12).«<sup>24</sup> Hier wird die Stärkung des Priestertums aller Glaubenden, also dass die Gaben aller Glieder in der Gemeinde zum Zuge kommen sollen, als Argument und Motiv für die Einrichtung hauptamtlicher Dienste verwendet.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Vgl. den Versuch, dies für den Bereich der Seelsorge fruchtbar zu machen bei *Holger Eschmann*, *Theologie der Seelsorge. Grundlagen – Konkretionen – Perspektiven*, Neukirchen-Vluyn <sup>2</sup>2002.

<sup>24</sup> Dienstauftrag der Kirche. Amt. Allgemeines Priestertum, hg. vom *Europäischen Rat der Evangelisch-methodistischen Kirche*, Zürich/Stuttgart 1981, 28.

<sup>25</sup> Vgl. dazu auch *Holger Eschmann*, *Gemeinsam geht es besser. Gedanken zur Zusammenarbeit von Ordinierten und Laien in der Evangelisch-methodistischen Kirche*, in: *Theologie für die Praxis* 28, 2002, 112–126.

Aufgrund dieses ekklesiologischen Verständnisses lebt freikirchlicher Gemeindeaufbau von der Einbindung möglichst vieler Kirchenglieder in das Gemeindeleben. Nach innen schafft dies eine hohe Identifikation und Verbundenheit mit der Gemeinde und Kirche. Nach außen erwachsen daraus missionarisches Engagement und missionarische Kompetenz. Dabei ist wichtig festzuhalten, dass aller Gemeindeaufbau im Spannungsfeld zwischen Aktivität und Passivität, zwischen Machbarkeit und Gnade, zwischen dem geschenkten Heil und praktizierter Heiligung geschieht.<sup>26</sup> Eine neuere Konzeption von Gemeindeaufbau, die diese unterschiedlichen Momente zu berücksichtigen und ins Verhältnis zu setzen versucht, ist der Ansatz des methodistischen Theologen und Pädagogen James W. Fowler mit dem Titel »Glaubensentwicklung«.<sup>27</sup> Das kirchliche Leben, die Gemeinde, kommt für Fowler in einer doppelten Weise in den Blick: als ein »Ökosystem der Fürsorge« (ecology of care) und als ein »Ökosystem der Berufung« (ecology of vocation).<sup>28</sup> Kirchliche Gemeinschaft als ein Ökosystem der Fürsorge zu sehen heißt, den »Reichtum an Beziehungen in der Gemeinde als einer Gemeinschaft der wechselseitigen Verbundenheit«<sup>29</sup> wahrzunehmen und ihm gerecht zu werden. Dieser Beziehungsreichtum lässt sich sowohl an den verschiedenen geregelten und institutionalisierten Aktivitäten des Gemeindelebens ablesen als auch an den vielen informellen Kontakten und Interaktionen zwischen den Gemeindegliedern. Dadurch bildet die Gemeinde als Ökosystem der Fürsorge ein Netz mit vor allem stützender und erhaltender Funktion für ihre Glieder. Auf der anderen Seite ist die Gemeinde aber auch ein Ökosystem der Berufung. Das gibt ihr eine erneuernde und herausfordernde Dimension, durch die Menschen ihre Gaben entdecken und befähigt werden sollen, den – wie Fowler es formuliert – »Ruf zur Partnerschaft mit Gott in seinem Werk fortgesetzter Schöpfung, Regierung, Erlösung und Befreiung«<sup>30</sup> zu hören und dementsprechend ihr

<sup>26</sup> Zum evangelischen Verständnis des zu Unrecht in reformatorischer Theologie häufig vernachlässigten Begriffs der Heiligung vgl. *Walter Klaiber / Manfred Marquardt*, a.a.O., besonders 280–303.

<sup>27</sup> *James W. Fowler*, *Glaubensentwicklung. Perspektiven für kirchliche Bildungsarbeit*, München 1989.

<sup>28</sup> A.a.O., 33. Die Ökologiemetapher wird von Fowler nicht näher erläutert. Sie ist vermutlich von *Jürgen Moltmann*, *Gott in der Schöpfung. Ökologische Schöpfungslehre*, München 1985, übernommen.

<sup>29</sup> *James W. Fowler*, a.a.O., 33.

<sup>30</sup> A.a.O., 34. Den Begriff Berufung gebraucht Fowler im Sinne eines die gesamte Existenz des Menschen ergreifenden Vorgangs: »Berufung ist die Antwort, die wir – sei es eingestandener- oder uneingestandenermaßen – mit unserem ganzen Selbst auf den Ruf Gottes und auf seine Berufung zur Partnerschaft geben. In diesem weitergefassten Sinn umgreift Berufung die Gestaltung unserer Freizeit, unserer Beziehungen zu anderen Menschen, unserer Arbeit, unseres privaten und öffentlichen Lebens sowie unseren Umgang mit den Ressourcen, deren Haushalter

Leben zu gestalten. Diese grundsätzlichen Überlegungen führt Fowler im weiteren Verlauf des Buchs mit seiner im Anschluss an Jean Piaget und Lawrence Kohlberg entworfenen Stufentheorie der Glaubensentwicklung zusammen und lässt den Gemeindeaufbau inhaltlich – gut evangelisch-freikirchlich – durch den Entwicklungsgedanken bestimmt sein.<sup>31</sup> Für den Gemeindeaufbau in einer als Ökosystem der Fürsorge und Berufung verstandenen Gemeinschaft bedeutet das, dass wahrgenommen und berücksichtigt werden muss, dass die Gemeinde aus Menschen zusammengesetzt ist, die sich jeweils in verschiedenen Lebenssituationen und Phasen der Glaubens- und Persönlichkeitsentwicklung befinden. Gemeindeaufbau ist auf diesem Hintergrund nicht nur quantitativ, als numerisches Wachstum bei den Mitgliederzahlen, zu verstehen, sondern auch qualitativ als Reifung und Entwicklung der Christen und Christinnen und ihres Umgangs miteinander in der Gemeinde.

### 3. Freikirchliche (Zukunfts-)Perspektiven des Gemeindeaufbaus

#### 3.1 Gemeindeaufbau im Spannungsfeld zwischen Gemeindeerneuerung und Gemeindegründung

Für die »klassischen Freikirchen« zeichnet sich als Zukunftsperspektive eine Art »missionarische Doppelstrategie«<sup>32</sup> ab: Zum einen sollen bestehende Arbeiten nach Möglichkeit weiter entwickelt werden (Gemeindeerneuerung); zugleich soll zweitens die Arbeit auf Gebiete ausgedehnt werden, in denen es noch keine freikirchlichen Gemeinden gibt (Gemeindegründung).

Zum Ersten: Anders als für die »neuen Freikirchen«<sup>33</sup>, die noch in der Situation der Gründergeneration arbeiten, stellt sich für die etablierten Freikirchen, deren Gemeinden teilweise seit über 100 Jahren bestehen,

wir sind. Sie bedeutet die Ausrichtung unseres Lebens auf den Dienst Gottes und auf die Liebe des Nächsten« (a.a.O., 48).

<sup>31</sup> Vgl. *J.W. Fowler*, Stufen des Glaubens. Die Psychologie der menschlichen Entwicklung und die Suche nach Sinn, Gütersloh 1991.

<sup>32</sup> Der Ausdruck entstammt ursprünglich der Diskussion im Zusammenhang mit dem »Missionarischen Jahr 1980«, das unter Theologen und Theologinnen polarisierend gewirkt hatte; daraufhin hat die VELKD (Generalsynode Wolfenbüttel 1981) einen Versuch unternommen, die klassisch-volkskirchliche und die evangelistisch-missionarische Position zu verbinden. Vgl. *Lutherisches Kirchenamt der VELKD* (Hg.): Zur Entwicklung von Kirchenmitgliedschaft – Aspekte einer missionarischen Doppelstrategie. Texte aus der VELKD 21/1983 und die Darstellung des Sachverhalts bei *Christian Möller*, Die Lehre vom Gemeindeaufbau, Band 1, Göttingen <sup>3</sup>1991, 126f.

<sup>33</sup> Vgl. *Heinrich C. Rust*, Neue Freikirchen als Phänomen innerchristlicher Pluralisierung, in: Freikirchenhandbuch. Informationen – Anschriften – Texte – Berich-

längst die Frage nach der Gestaltung der kirchlichen Arbeit in ihren »Nachwuchsgemeinden«. Freikirchen haben auch in Zukunft die Verantwortung zu übernehmen, die ihnen anvertrauten Menschen geistlich zu begleiten und weiter zu führen, begonnene Dienste in Verkündigung, Seelsorge und Diakonie treu zu versehen. Ihr bleibender Auftrag ist es, Menschen zu einem Leben in der Nachfolge Jesu Christi einzuladen und in den gewachsenen Verbindungen im zwischenkirchlichen und kommunalen Bereich verlässliche Partner zu sein. Es ist unerlässlich, dass die Freikirchen ihre bestehenden Gemeinden wertschätzen, ohne die es keine Weiterentwicklung ihrer kirchlichen Arbeit geben kann. Auch an den Freikirchen gehen freilich die gesellschaftlichen Trends zur Unverbindlichkeit und Selbstzentriertheit vieler Zeitgenossen nicht spurlos vorbei. In nicht wenigen freikirchlichen Gemeinden stagnieren die Gliederzahlen, oder sie gehen zurück, in einzelnen Fällen so stark, dass Gemeinden sterben.<sup>34</sup> Vor allem in den neuen Bundesländern haben nicht wenige freikirchliche Gemeinden neben hausgemachten Problemen mit solchen zu kämpfen, die sie nicht selbst zu verantworten haben – Überalterung, Wegzüge, Arbeitslosigkeit.<sup>35</sup> Anderenorts erblüht neues Leben, verzeichnen Gemeinden starkes Wachstum und besteht eine lebendige Einbindung der Gemeinden in ihr Wohnumfeld.<sup>36</sup> Als Entscheidungskirchen können sie jedoch von der Entwicklung innerhalb der »Multioptionsgesellschaft« profitieren, wie sie der Soziologe Peter Gross beschrieben hat.<sup>37</sup> Wo im Raum der Freikirchen positive Entwicklungen berichtet werden, geschieht dies zumeist aus Gemeinden, in denen auftragsorientiert gearbeitet wird, das heißt, wo sich die Gemeinden in einem längeren Prozess gründlich mit der Doppelfrage: »Warum gibt es uns? – Wozu gibt es uns?« auseinander gesetzt haben.<sup>38</sup> In vielen solcher quantitativ und qualitativ wachsenden Gemeinden fallen Gemeinsamkeiten auf, zum Beispiel:

- *Es ist ein Geist der Gastfreundschaft im Gemeindeleben spürbar, der einladend wirkt.*

te, a.a.O., 177–186 und *Reinhard Hempelmann*, Die »neuen« evangelischen Freikirchen. Materialdienst der EZW 6/2002.

<sup>34</sup> Die Stärkung kleinerer Gemeinden wird in den konnexional organisierten Freikirchen stärker als gemeinsam zu schulternde Aufgabe angesehen als in den kongregationalistisch strukturierten Gemeindebünden.

<sup>35</sup> Vgl. *Hans-Jürgen Abromeit*, Wahrnehmung aus dem Bischofsamt in Ostdeutschland, in: *LVK-Forum* 3 (2003), 26–30.

<sup>36</sup> Vgl. die Darstellung der gegenwärtigen Entwicklung bei *Walter Klaiber*, Freikirche – Kirche der Zukunft?, in: *ÖR* 2001, 442–455, besonders 446f.

<sup>37</sup> *Peter Gross*, Die Multioptionsgesellschaft, Frankfurt/M. 1994; vgl. auch *Peter L. Berger*, Der Zwang zur Häresie. Religion in der pluralistischen Gesellschaft, Freiburg/Basel/Wien 1992.

<sup>38</sup> Vgl. *Rick Warren*, Kirche mit Vision. Gemeinde, die den Auftrag Gottes lebt, Asslar 1998, und *Michael Noss*, Aufbrechen – Verändern – Gestalten. Auf dem Weg zur einladenden Gemeinde, Wuppertal/Kassel 1999.

- Die biblische Botschaft wird in den Gottesdiensten und Bibelgesprächskreisen alltagsrelevant ausgelegt und mehrdimensional kommuniziert.
- Auf die Bedürfnisse der Menschen wird umfassend reagiert – geistliche und sozialdiakonische Angebote ergänzen sich.<sup>39</sup>
- Das Anliegen des »Priestertums aller Glaubenden« wird in einer gabenorientierten Beteiligung möglichst vieler Gemeindeglieder realisiert.
- Der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen wird hoher Stellenwert beigemessen.
- Es gibt es Schulungs- und Bildungsangebote, in denen die Menschen ihre Fragen stellen und Antworten vom Evangelium her finden können.
- Es gibt Kleingruppen (Dienstgruppen, Hauskreise u.ä.), in denen Menschen eine geistliche Heimat und Freunde finden.
- Evangelisation ist Normalfall (und nicht Sonderfall) kirchlicher Arbeit vor Ort und im Alltag der Gemeindeglieder.<sup>40</sup>

Zum Zweiten: Die Gründung neuer Gemeinden ist seit geraumer Zeit eine Priorität in den evangelischen Freikirchen und ihrer Vereinigung.<sup>41</sup> Im aktuellen Freikirchenhandbuch steht dazu: »Ziel ist es, dass möglichst in allen größeren Städten in Deutschland eine lebendige Freikirche existiert.«<sup>42</sup> Die These, Gemeindeneugründung sei eines der effektivsten Mittel der Evangelisation und des missionarischen Gemeindeaufbaus, hat sich in fast allen Freikirchen deutlich bewahrheitet

<sup>39</sup> Dieses Anliegen betont die Erklärung der Vereinigung Evangelischer Freikirchen »Herausgefordert zum sozialen Handeln« (2002); sie benennt folgende Handlungsfelder im Umfeld von Gemeinde und persönlichem Leben als Ziele: »Wir setzen uns besonders dafür ein, eine anziehende Gemeinschaft in der Gemeinde zu entwickeln, sich der Not von Menschen im Umfeld der Gemeinde anzunehmen, familienfreundliches Gemeindeleben zu fördern, Ehe- und Familienberatung anzubieten, Alleinerziehende und Geschiedene zu begleiten, adäquaten Lebensraum für Senioren zu entwickeln, öffentlich für die Belange von Ehen und Familien einzutreten, Grundwerte zu vermitteln und gesellschaftliche Klischees zu überwinden.«, zitiert nach Freikirchenhandbuch. Informationen – Anschriften – Texte – Berichte, a.a.O., 150–156, Zitat 154–155.

<sup>40</sup> Vgl. *Achim Härtner*, What shape should evangelism and mission take in our multicultural, pluralistic world?, in: Quarterly Review, vol. 22, 4/2002, 411, 415–417.

<sup>41</sup> Vgl. Neulandmission in der Evangelisch-methodistischen Kirche. Eine Handreichung für unsere Gemeinden, EmK heute 69, Stuttgart 1991; Gemeinden gründen und aufbauen. Die Missionsstrategie in der Neulandmission für Gemeindegründung und -aufbau, hg. vom *Arbeitskreis Neulandmission im BFEG*, Bad Homburg 1998.

<sup>42</sup> Freikirchenhandbuch. Informationen – Anschriften – Texte – Berichte, a.a.O., 155, 216f.

und ist auch in der Fachliteratur heute kaum mehr umstritten.<sup>43</sup> Die positiven Erfahrungen, die die anglikanische Kirche, angestoßen durch Erzbischof George Carey und Bob Hopkins, machen konnte, haben Kritikern gezeigt, dass Church Planting auch für territorial beziehungsweise parochial organisierte Kirchen ein aussichtsreiches Konzept darstellt.<sup>44</sup> In den meisten Freikirchen in Deutschland gibt es Beauftragte für den Arbeitszweig mit der etwas missverständlichen Bezeichnung Neulandmission. Das zentrale Anliegen einer Gemeindegründungsarbeit ist es, Kirchendistanz zu überwinden – und das Problem eben nicht bei denen zu suchen, denen Kirche fremd geworden ist, sondern seitens der Kirche jene Distanz aktiv überwinden zu suchen, die sich zwischen Kirche und den Menschen aus den unterschiedlichsten Gründen aufgebaut hat.<sup>45</sup> Gemeindegründungen sind in ihrer geistlichen »Aufbruchsstimmung« stets begleitet von Konfliktpotentialen, gerade auch im zwischenkirchlichen Verhältnis. Völlig kirchendistanzierte Menschen zu erreichen, fällt auch freikirchlichen Gemeinden schwer und gelingt am ehesten im Zusammenhang mit Gemeindegründungen, die sich prägnant als Alternative zur Volkskirche positionieren. Dass sich auch unzufriedene Gemeindeglieder anderer Kirchen einer neuen freikirchlichen Arbeit anschließen und sich diese damit dem Vorwurf der Proselytenmacherei ausgesetzt sieht, ist kaum zu vermeiden. Wenn der neue Kontakt sich festigt, sollte in jedem Fall Rücksprache mit Verantwortlichen der Kirche genommen werden, aus denen die Person ursprünglich kommt.<sup>46</sup> In der Art und Weise, wie wir als Frei- und Landeskirchen gerade in solchen Situationen (die heute in jeder Konstellation denkbar und wahrscheinlich sind) miteinander umgehen, wird sich hinsichtlich der öffentlichen Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft und ihrer Zeugen viel entscheiden. Die Vielfalt und Buntheit der kirchlichen Landschaft *per se* ist unserer Auffassung

<sup>43</sup> Einer der ersten Autoren, der diese Sicht vertrat, war *C. Peter Wagner*, der nach umfangreichen Untersuchungen die These aufstellte: »Die für sich genommen effektivste Evangelisationsmethode, die es gibt, ist die Gründung neuer Gemeinden«, in: *Gemeindegründung. Die Zukunft der Kirche*, Mainz-Kastel 1990, 12.

<sup>44</sup> Vgl. grundlegend: *George Carey* (u.a.), *Planting new Churches*, Guilford 1991; *Bob Hopkins*, *Gemeinde pflanzen. Church Planting als missionarisches Konzept*, Neukirchen-Vluyn 1996 und ein Sammelband mit Beispielen aus Deutschland: *Gemeinde pflanzen. Modell einer Kirche mit Zukunft*, hg. von *Volker Roschke*, Neukirchen-Vluyn 2001.

<sup>45</sup> Vgl. *Reiner Knieling*, *Kirchendistanz überwinden – Konsequenzen für die Ausbildung*, in: *Volker Roschke* (Hg.), a.a.O., 141–154.

<sup>46</sup> So lautete bereits die Empfehlung der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Bundesrepublik Deutschland und Berlin (West) an ihre Mitglieds- und Gastkirchen und ihre Gemeinden im Zusammenhang mit dem »Missionarischen Jahr 1980« unter dem Titel »Evangelisation – unser gemeinsamer Auftrag«, in: ÖR, 4/1980, 519–522. Ferner heißt es dort (520): »Die Einladung in eine neue Glaubensbeheimatung darf nicht als Proselytismus missdeutet werden.«

nach weniger der Grund für die vielfach beklagte Glaubwürdigkeitslücke der Kirchen in unserem Land. Die theologische Einsicht, dass es im missionarischen Gemeindeaufbau zuerst und zuletzt um das Wachstum des Reiches Gottes geht und nicht um das Wachstum der eigenen Institution, wird uns – Freikirchen wie Landeskirchen – als bleibende Herausforderung auf dem zukünftigen Weg mitgegeben.

### 3.2 Ökumenischer Gemeindeaufbau – nur Zukunftsmusik?

Seit geraumer Zeit wird in der ACK Deutschland über einen »Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene« diskutiert.<sup>47</sup> Theologische Erklärungen wurden veröffentlicht, erste hoffnungsvolle Versuche einer praktischen Umsetzung gestartet, in denen Möglichkeiten und Grenzen einer ökumenischen Gemeindeentwicklung »in versöhnter Verschiedenheit« ausgelotet werden.<sup>48</sup> Regional und lokal gibt es zwischen freikirchlichen und landeskirchlichen Gemeinden neben zeitlich begrenzten Großprojekten wie dem Jahr der Bibel, ProChrist und dem 1. Ökumenischen Kirchentag auch auf Dauer angelegte gemeinsame Vorhaben, wobei die Offenheit für solche Projekte innerhalb der Freikirchen beträchtlich variiert. So arbeiten beispielsweise im Neubaugebiet Potsdam-Kirchsteigfeld seit Ende 1997 die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg und die Evangelisch-methodistische Kirche in einem gemeinsam neu erstellten Kirchengebäude zusammen. In der Versöhnungskirche in der Ortsmitte ist auch ein kommunales Zentrum mit Stadtteil-Laden und Eine-Welt-Laden untergebracht.

Ein herausragendes Pilotprojekt ökumenischen Gemeindeaufbaus ist in Hamburg im Entstehen. Die Hamburger »HafenCity« ist derzeit das größte städtische Neubauprojekt in Europa. Auf 155 Hektar Fläche des ehemaligen Freihafens soll Wohnraum für rund 15.000 Menschen erstellt werden. Dazu sollen rund 20.000 Arbeitsplätze geschaffen werden mit der gesamten erforderlichen Infrastruktur. Die Mehrzahl der in der ACK Hamburg vertretenen Kirchen haben sich unter der Leitung von Superintendent Karsten Mohr (EmK) darauf verständigt, im Rahmen eines gemeinsamen Kirchenprojekts namens »BRÜCKE. Ökumenisches Forum HafenCity« neue Gemeindeformen zu erproben. Auf

<sup>47</sup> *EMW/ACK/missio* (Hg.), Arbeitsbuch Ökumenische Gemeindeerneuerung. Bausteine zur Gemeindeentwicklung in ökumenischer Weite, Weltmission heute 34, Hamburg 1998; *dies.* (Hg.), Aufbruch zu einer missionarischen Ökumene. Ein Verständigungsprozess über die gemeinsame Aufgabe der Mission und Evangelisation in Deutschland, Hamburg 1999; Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, in: ÖR 4/2001, 506–514.

<sup>48</sup> Vgl. *Achim Härtner*, »Herz und Mund und Tat und Leben ...« – Ermutigung zu einer Gemeindepraxis aus dem Evangelium, in: *Das Evangelium, eine Kraft Gottes. Reden – Hören – Tun*, hg. von *Jörg Barthel* und *Manfred Marquardt*, Stuttgart 2002, 214–221, bes. 217f.

eine Gemeindearbeit in je eigenen Gebäuden wird zu Gunsten eines geplanten ökumenischen Gemeindezentrums, das am ehesten mit dem »Christus-Pavillion« der EXPO 2000 in Hannover vergleichbar sein wird, bewusst verzichtet.<sup>49</sup> Beim Pilotprojekt »Brücke« ist der Name Programm. Weitere Bildworte veranschaulichen das Vorhaben. Da ist vom Schatzhaus die Rede, durch das Menschen dem reichen Schatz einer weit gefassten »christlichen Identität« begegnen können, welche dann im einzelnen unterschiedliche Prägungen und Lebensformen zulässt, das heißt »konfessionelle oder denominationelle Identität« trägt.<sup>50</sup> Der Begriff Lotsenhaus steht für das Anliegen, Menschen auf weitere Gemeinden und Gruppen im Hamburger Stadtgebiet hinzuweisen, wo sie eine geistliche Heimat finden können. Christliche Identität ist auf Grund der historischen Entwicklung kaum anders als in Gestalt konfessioneller Identität zu leben.<sup>51</sup> Dies wird sich vermutlich auch im Angebot des zukünftigen ökumenischen Zentrums in der HafenCity niederschlagen. Wir rechnen damit, dass sowohl solche Veranstaltungen und Gruppen geplant sind, die die Einheit der Verschiedenen widerspiegeln, als auch solche, die die je unterschiedliche Frömmigkeitspraxis erlebbar machen.

Gerade das letztgenannte Beispiel weist darauf hin, dass dem eingangs dargestellten »organisationsstrategischen Dilemma« in der Zusammenarbeit zwischen Landeskirchen und Freikirchen aussichtsreich begegnet werden kann. Um Menschen, denen Gottes Liebe gilt, heute in ihrer Lebenswelt zu erreichen – und darum geht es ja in Evangelisation und Gemeindeaufbau –, können beispielsweise die institutionellen Ressourcen und Kontakte der großen Kirchen dem Evangelium Türen in die Öffentlichkeit hinein öffnen. Die Freikirchen könnten ihre Stärken, etwa im Bereich der Gemeinschaftsbildung und Mitarbeiterförderung, in den gemeinsamen missionarischen Prozess einbringen. Dies bedeutet freilich nicht, dass die Landeskirchen nur auf das institutionelle und die Freikirchen nur auf das persönlich-kommunikative Moment reduziert werden könnten.<sup>52</sup> Dass bei alledem Kreativität, Be-

<sup>49</sup> Vgl. hierzu *Dirk Stelter*, Die Idee des Christus-Pavillons, in: *Pastoraltheologie* 91, 2002, 214–228.

<sup>50</sup> Vgl. *Karl Heinz Voigt*, Denomination und Konfession auf dem ökumenischen Prüfstand, *Una Sancta* 57, 2002, 216–226.

<sup>51</sup> Zur Begründung vgl. *Dagmar Heller*, Wo stehe ich und kann auch anders? Überlegungen zur Frage nach der konfessionellen Identität im ökumenischen Miteinander, *Una Sancta* 57, 2002, 234–241, 238.

<sup>52</sup> *Walter Klaiber*, Das Leben teilen, Stuttgart 2003, 140, hält fest: »Nur gemeinsam ist es heute noch möglich, die Aufmerksamkeit einer ganzen Stadt zu erreichen und deutlich zu machen, dass es bei entsprechenden Aktionen nicht um Mitgliederwerbung einzelner Kirchengemeinden geht, sondern darum, die gute Botschaft von Jesus Christus denen nahe zu bringen, die sie nicht oder nur sehr oberflächlich kennen. Aktionen wie neu anfangen, regionale oder lokale ökumenische Kirchentage sind wichtige Hilfsmittel dafür, Nichtkirchgänger oder Nichtchristen



weglichkeit und Mut zum Wagnis gefragt sind, veranschaulicht die folgende abschließende Geschichte: In einer brasilianischen Basisgemeinde von Fischern wurde auf dem Hintergrund der Verheißung an Petrus von Matthäus 16,18ff die Frage laut: »Warum wählte Jesus einen Fischer aus, um ihm die Leitung der Kirche anzuvertrauen?« Die Antwort lautete: »Wer sich zu Land bewegt, baut eine Straße und asphaltiert sie. Dann wird er immer wieder diesen Weg benutzen. Ein Fischer aber sucht die Fische dort, wo sie sind. Deshalb sucht er jeden Tag einen neuen Weg. Ihm kommt es darauf an, die Fische ausfindig zu machen. Es kann ja sein, dass der Weg von gestern nicht mehr zu den Fischen von heute führt.«<sup>53</sup>

in das gemeinsame Nachdenken über Gottes Botschaft und ihre Bedeutung für uns einzubeziehen. Dabei stellt sich heraus, dass die verschiedenen Prägungen der Kirche nicht Hindernis, sondern Hilfe für die Mission sein können. Es ist heute nicht mehr möglich, alle Menschen mit der gleichen Gestaltung von Gottesdienstes anzusprechen und in den gleichen Formen kirchlicher Gemeinschaft zu beheimaten.«

<sup>53</sup> Mündlich überliefert.